

Synodaler Prozess – und jetzt?

Ob es gelingt, Synodalität zu praktizieren, wird zur Überlebensfrage für die Kirche. Ein Appell **VON ANDREAS R. BATLOGG**

Aus und vorbei? Außer Spesen nichts gewesen? Abgehakt? Manchmal bin ich versucht, leicht resigniert, in Anlehnung an ein historisches Manifest die innerkirchliche Stimmung so zu beschreiben: „Ein Gespenst geht um in Europa“ – das Gespenst des synodalen Geistes! Denn das Thema Synodalität gehört für viele bereits der Vergangenheit an.

Der im Oktober 2021 von Papst Franziskus überraschend auf den Weg gebrachte, bald von zwei auf drei Jahre verlängerte weltweite synodale Prozess, der in den vergangenen Jahren in zwei jeweils vierwöchigen Oktober-Sessionen mündete, ist abgeschlossen. Texte, Dokumente, Berichte liegen vor – Wegmarken eines Prozesses, der (das sollte niemand kleinreden) seinesgleichen sucht in der Geschichte der Kirche. Dass Franziskus auf ein eigenes Nachsynodales Schreiben verzichtete, überraschte („Es reicht das, was wir approbiert haben“). Und sorgte für Irritationen. Zum einen stellte er sich damit solidarisch hinter das Abschlussdokument, über das Absatz für Absatz abgestimmt worden war. Zum anderen musste Ende November doch ein Begleitschreiben (*Nota di accompagnamento*) nachgeschoben werden, das klärte: „Das Abschlussdokument gehört zum ordentlichen Lehramt des Nachfolgers Petri ..., und ich bitte, es als solches anzunehmen.“ Dass Franziskus mit einem Federstrich ein (kirchenrechtlich wohl noch zu klärendes) neues *Genus litterarium* geschaffen hat, steht auf einem anderen Blatt. Papier ist bekanntlich geduldig. Und es wurde schon viel geschrieben und kommentiert, orakelt und gedeutet – und archiviert.

Droht dem synodalen Prozess ein ähnliches Schicksal wie hierzulande seinerzeit der Würzburger Synode (1971/75), die zwar großartige Texte produziert hat, die aber mit dem plötzlichen Tod von Kardinal Julius Döpfner in gewisser Weise begraben wurden und weitgehend wirkungslos blieben? Daran konnte auch „Mister Synode“, Karl Lehmann, nichts ändern, der Jahre später als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz für eine Neuauflage der beiden gewichtigen Synodenbände sorgte.

Einüben, forcieren, kultivieren, etablieren, auf Dauer stellen: In meiner Volksschulzeit hießen Verben noch Tunwörter. Deswegen – Synodalität muss praktiziert werden! Tun heißt anwenden, also einüben und dabei Erfahrungen sammeln. Nach denen, wie das Schlussdokument vom Oktober festhält, auch nachgefragt werden wird – bei *Ad-limina*-Besuchen der Bischöfe in Rom, bei anderen Gelegenheiten. Darauf können sich Beteiligte und Interessierte berufen. „Transparenz, Rechenschaftspflicht und Evaluierung“ – ein ganzer Abschnitt (Nr. 95 bis 102) handelt davon. Das Synodensekretariat wird darüber wachen, wie die Dinge vor Ort weitergehen.

Eine „Kultur der Synodalität“ braucht Zeit. Evident ist, dass die Gruppendynamik der Synodalen an den viel beachteten Runden Tischchen in der Synodenaula sich nicht eins zu eins übertragen lässt auf die lokalen Ebenen der Diözesen. Genauso wenig, wie sich das „Gespräch im Geist“ für jede anstehende Frage eignet. Es braucht ähnliche Erfahrungen, auch wenn sie in der

in Rom erlebten Dichte und Intensität nicht möglich sind. Alles *ad acta* legen – das geht jedoch gar nicht!

Im Sinne einer ignatianischen Wiederholungsübung lohnt es, sich die verschiedenen Etappen vor das geistige Auge zu holen. Texte vielleicht erneut zu lesen und darin das eine oder andere Übersehene zu entdecken: die Eröffnungsrede von Papst Franziskus vom Oktober 2021; die Arbeitsdokumente (*Instrumentum laboris*) vom Mai 2023 und vom Mai 2024; die Schlussberichte vom Oktober 2023 und vom Oktober 2024; dazu die nationalen Synthesen, wenigstens die deutsche und die österreichische. Letztere zitierte eingangs mit einem gewissen Realismus eine Beobachtung, die es auf den Punkt bringt: „Eine Kirche, die Synoden abhält, ist noch keine synodale Kirche. Als solche können wir uns erst bezeichnen, wenn der Alltag der Kirche auf allen Ebenen von einem synodalen Stil geprägt ist.“ Dazu die Festrede von Papst Franziskus im Oktober 2015 zum 50-Jahr-Jubiläum der Bischofssynode – als Begleitlektüre dazu den Vortrag von Kardinal Christoph Schönborn; den Jubiläumsvortrag von Hermann-Josef Pottmeyer in Fulda während der Herbstkonferenz der DBK 2017 („Synodalität ist ein Programmwort im Pontifikat von Franziskus“); das Dokument *Die Synodalität in Leben und Sendung der Kirche* der Internationalen Theologenkommission (2018) – ganz zu schweigen von den auf den Webseiten der DBK oder der ÖBK versammelten einzelnen Schritte oder von der Webseite der Bischofssynode (www.synod.va), die in drei Sprachen Texte und Anregungen, Dokumente, Beschlüsse (und deren Abstimmungsergebnisse), Quellen, Informationen und Links parat halten – hier wurde maximale Transparenz praktiziert.

Schon in seinem Nachsynodalen Schreiben *Evangelii gaudium* (2013) gab sich Franziskus betont nüchtern: „Ich weiß sehr wohl, dass heute die Dokumente nicht dasselbe Interesse wecken wie zu anderen Zeiten und schnell vergessen werden.“ Zig Mal hat er betont, dass Synodalität keine Strategie oder Taktik ist. Dass sie nicht mit Demokratie verwechselt werden darf. Dass es dabei nicht um parlamentarische Abstimmungen geht. In seiner vor kurzem erschienenen Autobiografie *Hoffe* stehen die Bemerkungen: „Synodalität ist keine Mode und kein Slogan, den man für seine Zwecke instrumentalisiert: Es geht dabei vielmehr um eine Dynamik wechselseitigen Zuhörens auf allen Ebenen, wobei das gesamte Gotteswohl mitwirkt. Und es geht auch nicht darum, Meinungen zu sammeln oder Umfragen zu starten, sondern darum, die Ohren zu spitzen, um den Hauch des Heiligen Geistes zu hören, der Krisen auslöst, Überraschungen bringt, Türen und Fenster aufreißt, Mauern zum Einstürzen bringt, Ketten sprengt und Grenzen wegwischt.“

Es geht also um einen bestimmten Stil. Synodalität zielt auf eine Haltung ab, die mit einer neuen ekklesiologischen Einstellung zu tun hat. Dafür wirbt der Papst pausenlos. Natürlich hat das – aber erst in zweiter Linie – Konsequenzen für das Machtgefüge. Vieles wird

neu justiert werden müssen, im Kirchenrecht ebenso wie dogmatisch. Der Papst ist dazu, was den im Vatikanum I (1869/70) festgezurrt Primat anbelangt, bereit. Sind es auch die Bischöfe, die das Vatikanum II (1962 bis 1965) zu „kleinen Päpsten“ gemacht hat? Das Schlussdokument der 16. Generalversammlung der Bischofssynode legt eine „Neulektüre“ über den Primat nahe.

Der Pastoraltheologe Jan Löffeld hat schon vor Jahren auf eine Gefahr hingewiesen: „Fatal ist, wenn Synodalität zur Stopfgang für langgehegte Kirchenträume beziehungsweise -alträume wird und so jeder faktisch mit dem Begriff inhaltlich etwas anderes verbindet.“ Inhaltlich ist der Begriff aus meiner Sicht längst gefüllt. Aber es geht nicht nur um eine intellektuelle Aneignung, sondern auch um eine emotionale. Der weltweite synodale Prozess ist in seiner Umsetzungsphase vor Ort, in den einzelnen Diözesen, angekommen. Was jetzt ansteht, weltweit, ist also die Implementierung und Anwendung! „Der synodale Prozess endet nicht mit dem Abschluss der aktuellen Versammlung der Bischofssynode“, so das Schlussdokument, „sondern umfasst auch die Umsetzungsphase. Als Mitglieder der Versammlung fühlen wir uns verpflichtet, sie als synodale Gesandte in den Gemeinden, aus denen wir kommen, zu fördern. Die Ortskirchen sind gebeten, ihren täglichen Weg mit einer synodalen Methodik der Beratung und des gegenseitigen Zuhörens fortzusetzen.“ Die Synode endete, aber Synodalität als „konstitutive Dimension der Kirche“ muss jetzt vor Ort weitergeführt, praktiziert und gelebt werden. In der Liturgie etwa oder bei Diözesansynoden soll das sichtbar werden.

Dezentralisierung heißt konkret: Ortsbischöfe können jetzt aktiv werden. Warum auf eine (ohnehin eher selten zu erreichende) Einhelligkeit in den Bischofskonferenzen warten und nicht Möglichkeiten und Spielräume ausschöpfen? Auch hier gilt: Anwenden heißt tun! Implementierung bedeutet nicht nur akademische Aneignung oder das Produzieren neuer Texte. Was wäre jetzt nicht alles möglich – nach Maßgabe eines Bischofs und, wie zum Beispiel in Essen und München, eines Synodalen Gremiums! Wenn nicht sofort zur Tagesordnung übergegangen würde – die liturgisch wie pastoral gierig nach Pragmatismus schreit. Natürlich: Sakramente müssen gespendet werden, Seelsorge muss stattfinden. Aber anders. In den Bistümern Osnabrück, Basel-Solothurn und Linz spenden „Laien“ schon längst Sakramente. In der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist die Taufspendung durch berufene „Laien“

seit einiger Zeit möglich.

Auch das Bistum Essen hat vor kurzem 50 außerordentliche Taufspenderinnen beauftragt. Der Kärntner Bischof Josef Marketz betonte in einem Interview vor Weihnachten im Zuge des dort 2022 begonnenen „synodalen Kirchenentwicklungsprozesses“, dass es jetzt um die Umsetzung „synodaler

und partizipativer Strukturen“ in allen Gremien gehe. Das vom Papst eingeführte „synodale Gespräch“ werde im Bistum Gurk-Klagenfurt als Kommunikationsmethode im Diözesanrat längst praktiziert. Und im Grazer Dom ist für Mai die Bischofsweihe von Johannes Freitag geplant. Er wird künftig unter anderem als „Bischofsvikar für Synodalität“ tätig sein.

Gottesdienste, Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, geistliche Weggefährtschaft: Der synodale Prozess spricht auch von Qualitätssicherung und hat Kompetenzen und Möglichkeiten vor Ort ins Auge gefasst. Bischöfe müssen sich also trauen! „Predigerlaubnis für Laien“, Taufen, Trauungsassistenz oder Beerdigungen durch Nichtgeweihte – das ist möglich, nicht nur wegen pastoraler beziehungsweise personeller →

Natürlich: Sakramente müssen gespendet werden, Seelsorge muss stattfinden. Aber anders.

→ Notstände. Nichtgeweihte sollen nicht als Lückenbüßer zum Zug kommen. Das Schlussdokument vom Oktober 2024 rekurriert wiederholt auf die Taufidentität, welche es als die Basis für eine synodal aufgestellte und verfasste Kirche sieht. Und, wörtlich in der Einleitung: „Auf jeder Etappe war die Reise geprägt von der Erkenntnis des ‚Spürsinn des Glaubens‘ des Volkes Gottes.“ Den haben also nicht nur Bischöfe und Priester, sondern alle Getauften! Sonst landen wir wieder bei einer (männlichen) Klerikerkirche und einem überwunden geglaubten Standesdenken.

Da Synodalität „kein Selbstzweck“ ist, müssen sich alle fragen (lassen), wie das geht: Kirche, die partizipativer und missionarischer aufgestellt ist – auf allen Ebenen. Dafür braucht es jetzt Multiplikatoren, die Erfahrungen auf Diözesan- und Pfarrebene anregen, begleiten und weiterführen. Der Ball liegt also bei den Bischöfen. Das Schlussdokument regt an, dafür „Personal und Ressourcen bereitzustellen, um den Weg des Wachstums als synodale Kirche in der Sendung zu begleiten und den Kontakt mit dem Generalsekretariat der Synode aufrechtzuerhalten.“ Und weiter: „Wir bitten das Sekretariat, weiterhin über die synodale Qualität der Arbeitsmethode der Studiengruppen zu wachsen.“

Einige hoffnungsvolle, vielversprechende Initiativen seien genannt: Als synodal-missionarische Kirche wachsen (lernen), wertvolle Erfahrungen in Rom wie vor Ort nicht verlorengelassen, sondern reflektieren, auswerten und weiterentwickeln, ist das Anliegen einer neuen Abteilung für Synodalität am Institut für Pastoraltheologie der Katholischen Privat-Universität Linz. Sie wurde rückwirkend zum 1. Dezember 2024 kurz vor Weihnachten nach einem einstimmigen Beschluss des Fakultätskollegiums von Bischof Manfred Scheuer (vormals Dogmatikprofessor in Trier) als *Magnus Cancellarius* bestätigt. Die neue, von der Pastoraltheologin Klara-Antonia Csiszar geleitete Abteilung wird auf unbefristete Zeit mit Forschungs- und Lehraufgaben betraut. Motor des Projekts wird eine internationale Forschungsgruppe mit Theologinnen und Theologen aus Ost- und Westeuropa sein, die sich den wichtigsten Themen der Synodalität widmet, um durch ihre Arbeit die synodale Gestaltung der Ortskirchen in Europa im Zusammenspiel der Weltkirche zu unterstützen. Die Ergebnisse der Forschung werden

auch in die Lehre einfließen, vor allem in das Pastorale Einführungsjahr, das sich in den kommenden Jahren zu einer *School of Synodality* entwickeln wird. Csiszar, Dekanin der Theologischen Fakultät und Vizerektorin der KU Linz, war in beiden Oktober-Vollversammlungen in Rom als theologische Expertin dabei.

Eine andere Initiative gibt es in Asien. Die Föderation der Asiatischen Bischofskonferenzen (FABC) plant ein neues Büro, um den Wandel hin zu einer synodalen Kirche zu fördern, wie der indische Kardinal Filipe Neri Do Rosario Ferrão, seit Jahreswechsel amtierender FABC-Vorsitzender, bekanntgab. „Der Austausch von Ideen, Ressourcen und Erfahrungen“, so der Erzbischof von Goa und Damão, „wird uns helfen, auf dem synodalen Weg voranzukommen“.

Drittens: „Die Weltsynode als Lernweg“. So war ein Artikel von Bischof Michael Gerber und Igna Kramp, Leiterin der geistlichen Prozessbegleitung im Bistum Fulda, im Oktober 2024 in den *Stimmen der Zeit* überschrieben. Im April lassen sie darauf im Verlag Echter (Würzburg) ihren Band *Synodalität. Kirche vom Geist geleitet* folgen.

Es ist damit zu rechnen, dass Kardinal Jean-Claude Hollerich als Generalrelator der Weltbischofssynode und Kardinal Mario Grech als Generalsekretär der Bischofssynode zusammen mit der Ordensfrau Nathalie Becquart nicht locker lassen. Die Glaubwürdigkeit des synodalen Prozesses, den die Kirche weltweit eingeschlagen hat, wird auch daran zu messen sein. „Die Wertschätzung von Kontexten, Kulturen und Verschiedenheiten sowie der Beziehungen zwischen ihnen ist der Schlüssel, um als synodal-missionarische Kirche zu wachsen.“ Dieser Satz ist ein Schlüsselsatz im Schlussdokument, weil er Pluralität und Diversität positiv wertet und als Chance sieht – dort, wo früher mit Berufung auf „Einheit“ vor Experimenten gewarnt wurde.

Offen ist, was mit den auf der Synode in einem autoritären, letztlich aber strategischen Kraftakt in verschiedene Studiengruppen ausgelagerten „heißen Eisen“ passiert, die bis Mai 2025 tagen und dann dem Papst Be-

Was mit den auf der Synode ausgelagerten „heißen Eisen“ passiert, ist noch offen.

richt erstatten sollen. In seiner Autobiografie sagt Franziskus mit Berufung auf den Schlussbericht: „Es gibt keine Gründe, warum Frauen in der Kirche keine Führungsrolle übernehmen sollten: Das, was der Heilige Geist uns beschert, sollten wir nicht aufhalten. Auch die Frage, ob Frauen zum Weiheamt des Diakonats zugelassen werden

sollten, ist eine offene Frage, die noch einer gründlichen Klärung bedarf.“ Die Frage des Diakonats ist also weiterhin offen. Es geht aber in erster Linie, wie Csiszar einmal betonte, um „die Sichtbarkeit und Gleichberechtigung der Frau, und das geht über die Weihe hinaus“.

Dass ein Dikasterium und das Governorat der Vatikanstadt von Frauen geleitet wird, ist keine päpstliche „Beruhigungspille“: Seit Januar steht die Ordensfrau Simona Brambilla dem Dikasterium für Bischöfe vor (ihr unterstellt als Nummer zwei ist ein Kardinal). Am 1. März löst Schwester Raffaella Petrini, bisher bereits Vizegouverneurin und seit 2022 auch Mitglied des Dikasteriums für Bischöfe, Kardinal Fernando Vérgez Alzaga als Präsident der Vatikanstadt ab.

„Einen Weg gemeinsam zu gehen“, so Franziskus in *Hoffe*, „bedeutet, dass die Linie, die man beschreibt, horizontal verläuft und nicht vertikal. Die synodale Kirche stellt den Horizont wieder her, an dem die Sonne Christus aufgeht. Würden wir hierarchische Monumente errichten, würden wir diesen Horizont verstellen. Denn die wahren Hirten gehen den Weg gemeinsam mit dem Volk: manchmal ihm voran, dann wieder mittendrin oder hinterher. Sie gehen voraus, um zu führen. Sie gehen mittendrin, um die Menschen zu ermutigen und den Geruch der Herde nicht zu verlieren. Und wenn sie hinterhergehen, dann liegt das daran, dass das Volk einen ‚Riecher‘ hat für neue Wege. Manchmal führt uns dieser Instinkt auch zurück auf die richtige Straße, wenn wir uns verirrt haben.“ Synodalität praktizieren – das ist das Gebot der Stunde. **CIG**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

Wege & Welten

GOTTHARD FUCHS
entdeckt die
Mystik im Alltag

Lass gut sein – und werden

Beim Autofahren höre ich eine Frau im Radio erzählen, wie ihre Romane entstehen. Tag für Tag schreibe sie abends kurz auf, was heute gut und schön war. Dann komme die Notiz in ein besonderes Kästchen. Das wird am letzten Tag des Jahres ge-

öffnet, und dann ist Erntedankfest mit vielen erfreulichen Überraschungen. „Das macht was mit einem“, sagt sie, hörbar angetan und beschwingt.

Spontan kam mir dabei die Redensart „Lass gut sein“ in den Sinn. Vertraut ist sie mir aus Konfliktgesprächen mit mir selbst und mit anderen – wenn nichts zu machen ist, wenn endlich Ruhe sein soll, also um des lieben Friedens willen. Schließlich soll der Konflikt nicht auf Dauer gestellt bleiben. Sich immer aufregen oder gar empören, bringt nichts – also „Lass gut sein“. Zugegeben: Das kann auch Ausdruck von Feigheit und Faulheit sein, von mangelnder Streitkultur und mit resignativem Beigeschmack. Es gibt rote Linien, die nicht zu überschreiten sind. Es gibt Situationen, in denen unerbittlich zu kämpfen wäre.

Nein, gemeint ist eher Realitätssinn. Bevor man sich verbeißt und etwas aussichtslos erzwingen will, lieber innehalten und auf neue Möglichkeiten warten. „Lass gut sein“ – das hätte dann eher mit

Lebensweisheit zu tun, mit Geduld und Großmut, freigebend und ermutigend. Fängt Leben nicht immer so an, wahres Leben? In diesem aktiven Passiv „Lass gut sein“ steckt ja ein unheimlicher Vertrauensvorschuss, als wäre die Güte schon da und möge nur zum Vorschein kommen.

Nach der Bibel jedenfalls ist es das Schöpfungswort schlechthin: „... und Gott sah, dass es gut war“. Voller Zuwendung schaut dieser Gott auf das, was ist und wird. Schöpfung heißt ja keineswegs nur „Machen“ im Sinne von Schaffen und „Herstellen“ (mit allen Stressoren dazu). Mindestens so schöpferisch ist das wohlwollende Zulassen und Hin-Schauen, was kommt. „Gott ist immer der Kommende“, notierte Alfred Delp – und die Frommen Altisraels wussten das auch, als sie damals im babylonischen Exil dieses Lied dichteten. Der Hymnus ist ein Protestlied gegen die Resignation und gegen das ganz normale Chaos, das wir Leben nennen. „Lass gut sein“, auch wenn es noch nicht gut ist! Genau dadurch wer-

den die Kräfte des Guten ja frei, und verhärtete Haltungen und Verhältnisse können sich lösen. Machen wir's wie Gott: Lassen wir's gut sein und werden. Unter der Hand wird die simple Redensart sogar zum Gebet: Lass es gut sein mit meinen Nächsten und Fernsten, und mit der geplagten Erde, und auch mit mir selbst – und setz so die schöpferischen Kräfte frei, die auf Ab-ruf schon warten.

Die simple Redensart kann zur Wünschelrute im Alltag werden wie gestern im Stau mit steigendem Blutdruck: Lass gut sein. So durch den Alltag zu gehen, das macht was mit mir – gerade weil so vieles noch nicht gut ist. Warum denn sonst sagten sie damals vom Minnesänger der Schöpfung aus Nazareth: „Der hat alles (wieder) gut gemacht“ (*Mk 7,37*), der lässt alles gut sein? Nochmal mit Delp gesagt: „Nicht als Lästler durch die Welt gehen, sondern der Welt den Atem der Schöpfung lassen“. **CIG**

GOTTHARD FUCHS, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.